

Interessiert dich das?

Mich interessiert alles, Enaiatollah.

Ich passte nicht besonders gut auf an jenem Morgen. Ich hörte dem Lehrer nur mit halbem Ohr zu und war mit meinen Gedanken beim *Buzul-bazi*-Turnier, das wir für den Nachmittag organisiert hatten. *Buzul-bazi* ist ein Spiel, das mit einem ausgekochten Schafsknochen gespielt wird. Der Knochen erinnert an einen Würfel, ist aber knubbeliger. Man spielt damit tatsächlich wie mit einem Würfel oder wie mit Murmeln. Bei uns wird ständig *Buzul-bazi* gespielt, zu jeder Jahreszeit, während wir im Frühling oder im Herbst eher Drachen bauen und im Winter Verstecken spielen. Wenn man sich eng aneinandergeschmiegt zwischen Getreidesäcken, einem Stapel Decken oder hinter einem Felsen versteckt, ist das bei der winterlichen Kälte durchaus angenehm.

Der Lehrer erklärte die Zahlen und brachte uns gerade das Rechnen bei, als wir hörten, wie ein Motorrad die Schule umkreiste, so als suchte es den Eingang, obwohl der nicht schwer zu finden war. Der Motor wurde ausgestellt. Ein riesiger Mann erschien auf der Schwelle, mit einem langen Bart, wie ihn die Taliban haben. Wir Hazara könnten den Bart nie so tragen, weil wir eher an Chinesen oder Japaner erinnern und kaum Bartwuchs haben. Einmal hat mich ein Taliban geohrfeigt, angeblich weil ich keinen Bart trug. Aber ich war doch noch ein Kind!

Der Taliban kam mit einem Gewehr ins Klassenzimmer und verkündete mit lauter Stimme, dass die Schule geschlossen würde. Der Lehrer wollte wissen, warum. Daraufhin sagte der Taliban: Das ist uns so befohlen worden, und ihr müsst gehorchen. Anschließend verschwand er, ohne auch nur eine Antwort abzuwarten.

Der Lehrer schwieg. Er war wie erstarrt, wartete, bis das Motorengeräusch verklungen war und machte dann mit dem Mathematikunterricht weiter. Mit derselben ruhigen Stimme wie vorher und mit seinem schüchternen Lächeln. Mein Lehrer war nämlich ein wenig schüchtern. Er wurde niemals laut, und wenn er doch einmal schrie, tat es ihm fast mehr leid als uns.

Am Tag darauf kehrte der Taliban zurück. Es war derselbe, mit demselben Motorrad. Er sah, dass wir im Klassenzimmer waren und dass uns der Lehrer unterrichtete. Er kam herein und fragte den Lehrer: Warum habt ihr die Schule nicht geschlossen?

Weil es keinen Grund dafür gibt.

Der Grund heißt Mullah Omar.

Das ist kein ausreichender Grund.

Du versündigst dich. Mullah Omar hat befohlen, die Schule zu schließen.

Und wo sollen unsere Kinder dann zur Schule gehen?

Sie werden gar nicht zur Schule gehen. Die Schule ist nichts für Hazara.

Aber diese Schule schon.

Diese Schule verstößt gegen den Willen Gottes.

Diese Schule verstößt gegen euren Willen.

Ihr unterrichtet Dinge, die Gott nicht genehm sind. Lügen. Dinge, die dem Wort Gottes widersprechen.

Wir bringen den Kindern bei, gute Menschen zu sein.

Was sind gute Menschen?

Setzen wir uns doch hin und reden!

Das bringt nichts. Ich verrate es dir: Ein guter Mensch ist, wer Gott dient. Wir wissen, was Gott von den Menschen verlangt und wie wir ihm dienen müssen. Ihr nicht.

Wir lehren hier auch Demut.

Der Taliban lief durch unsere Reihen, so schwer atmend wie ich, als ich mir einmal einen Kiesel in die Nase gesteckt hatte und ihn nicht mehr herausbekam. Dann verschwand er ohne ein weiteres Wort und stieg wieder auf sein Motorrad.

Der dritte Vormittag danach war ein schöner Herbsttag, einer, an dem die Sonne noch so wärmt, dass der erste Schnee die Luft nicht abkühlt, sondern nur mit Schneeduft anreichert: der ideale Tag zum Drachensteigenlassen. Wir lernten gerade ein Gedicht auswendig, um uns auf den Poesiewettbewerb vorzubereiten, als zwei Jeeps mit Taliban vorfuhren. Wir rannten zu den Fenstern, um sie zu bestaunen. Alle Kinder der Schule schauten hinaus, obwohl sie Angst hatten. Etwa zwanzig oder dreißig Taliban sprangen von den Jeeps. Der Mann, den wir schon kannten, betrat das Klassenzimmer und sagte zum Lehrer: Wir haben dir befohlen, die Schule zu schließen. Du hast nicht auf uns gehört. Jetzt werden wir dir eine Lektion erteilen.

Das Schulgebäude war groß, und wir waren viele, bestimmt über zweihundert. Als es vor vielen Jahren gebaut worden war, hatten alle Eltern mehrere Tage daran mitgearbeitet. Jeder so viel, wie er konnte, um das Dach zu bauen oder die Fenster abzudichten, damit der Wind draußen blieb und auch im Winter unterrichtet werden konnte. Aber in Wahrheit konnte man nicht viel gegen den Wind ausrichten: Er riss die Stoffbahnen immer wieder weg. Die Schule bestand aus mehreren Klassen, es gab auch einen Rektor.

Die Taliban trieben alle aus der Schule, Kinder wie Erwachsene. Sie befahlen uns, uns im Hof im Kreis aufzustellen. Die Kinder vorn, die Erwachsenen hinten. Dann zwangen sie den Rektor und unseren Lehrer, in die Kreismitte zu kommen. Der Rektor umklammerte den Stoff seiner Jacke, als wollte er ihn zerreißen. Er weinte, wandte sich nach rechts und nach links, als suchte er etwas, das er nicht finden konnte. Der Lehrer dagegen war schweigsam wie immer. Seine Arme hingen seitlich herab, seine Augen waren geöffnet. Aber sein Blick war nach innen gerichtet. Er hatte schöne Augen, denen kaum etwas entging.

Auf Wiedersehen, meine lieben Jungen, hat er gesagt.

Dann haben sie ihn erschossen. Vor aller Augen.

Von jenem Tag an war die Schule geschlossen. Aber das Leben ohne Schule ist grau und langweilig wie Asche.

Das ist mir sehr wichtig, Fabio.

Was?

Klarzustellen, dass Afghanen und Taliban nicht ein und dasselbe sind. Die Leute sollen das wissen. Rate mal, aus wie vielen verschiedenen Ländern die stammten, die meinen Lehrer umbrachten?

Keine Ahnung. Aus wie vielen?

Mit dem Jeep waren ungefähr zwanzig Personen gekommen. Sie werden nicht zwanzig verschiedenen Nationen angehört haben, aber fast. Einige konnten sich nicht einmal miteinander verständigen. Sie kamen aus Pakistan, Senegal Marokko und Ägypten. Viele halten alle Afghanen für Taliban, aber das stimmt nicht. Es gibt Taliban, die Afghanen sind, das schon, aber es gibt auch andere: Das sind Analphabeten. Ungebildete Analphabeten aus der ganzen Welt, die verhindern, dass Kinder etwas lernen dürfen. Ganz einfach weil sie befürchten, jemand könnte merken, dass sie gar nicht im Namen Gottes handeln, sondern nur in ihrem eigenen Namen.

Wir werden das ein für alle Mal klarstellen, Enaiat. Wo waren wir stehen geblieben?

In Kandahar.

Wir sind also morgens in Kandahar aufgebrochen, mit dem Laster, der Laternenmasten transportierte. Über Peshawar kamen wir schließlich nach Quetta, wo meine Mutter eines Abends vor dem Schlafengehen meinen Kopf fest in ihre Hände nahm, mir erzählte, welche drei Dinge ich niemals tun dürfe, und mich bat, mir ganz fest etwas zu wünschen. Am Morgen danach lag sie nicht mehr neben mir auf der Matratze, und als ich Onkel Rahim, den Besitzer des *Samavat Qgazi* fragte, ob er wisse, wo sie sei, meinte er nur, sie sei nach Hause zu meinem Bruder und zu meiner Schwester zurückgekehrt. Da setzte ich mich in eine Ecke zwischen zwei Stühle und dachte, dass ich nachdenken muss. Und wenn man denkt, dass man nachdenken muss, ist das schon mal eine gute Sache, wie mein Lehrer immer so schön gesagt hatte. Aber in meinem Kopf herrschte ein riesiges Durcheinander, ein grelles Licht verhinderte, dass ich irgendetwas erkennen konnte, so als würde ich in die Sonne schauen.

Als dieses Licht ausging, gingen die Straßenlaternen an.

Pakistan

Khasta kofta bedeutet »müde wie ein Fleischkloß«, denn wenn die Frauen bei uns Fleischklöße machen, kneten sie den Teig eine halbe Ewigkeit in der hohlen Hand. Genauso fühlte ich mich: als hielte mich ein Riese in der Hand, um mich zu einem Fleischkloß zu verarbeiten. Ich hatte Kopfschmerzen, meine Arme taten weh und auch eine Stelle, die ich nur schlecht benennen kann, zwischen Lunge und Magen.

In Quetta gab es unglaublich viele Hazara. Ich hatte sie in den Tagen davor, als Mama noch da war, im *Samavat* kommen und gehen sehen. Sie hatte sich lange mit ihnen unterhalten. Aber als ich versuchte, sie anzusprechen, stellte ich fest, dass diese Hazara anders waren als die, die ich kannte. Selbst die einfachsten Worte aus meiner Heimat verwandelten sich in ihrem Mund in komplizierte, fremdländische Laute. Es gelang mir nicht, ihren Dialekt zu verstehen. Deshalb beachteten sie mich nach einer Weile nicht mehr und kümmerten sich um ihre eigenen Angelegenheiten, die dringender zu sein schienen als das Schicksal eines verlassenen Kindes. Ich konnte sie weder etwas fragen noch mit ihnen plaudern oder scherzen. Ich konnte sie auch um nichts bitten. Darum, mich nach Hause zu bringen, zum Beispiel, oder um eine Tasse Joghurt oder ein Stück Gurke. Wenn man irgendwo fremd ist (was auffällt, sobald man den Mund aufmacht und die erste Frage stellt), ja wenn man nicht weiß, wo man ist und wie man sich dort zu verhalten hat – nun, dann wird man schnell ausgenutzt.

Und wenn ich etwas unbedingt vermeiden wollte (außer zu sterben natürlich), dann, ausgenutzt zu werden, egal, auf welche Weise.

Ich kroch hinter den Kissen hervor, hinter denen ich mich verschanzt hatte, und suchte nach Onkel Rahim. Ich fragte, ob ich bei ihm arbeiten könne. Ich würde alles tun, anfangen vom Bodenwischen bis hin zum Schuheputzen, egal, was. Nicht zuletzt, weil ich, ehrlich gesagt, eine Riesenangst davor hatte, den *Samavat* zu verlassen. Denn wer weiß, was dort draußen auf mich wartete.

Er hörte mich sehr wohl, tat aber so, als verstünde er mich nicht. Dann sagte er: Aber nur heute.

Nur heute? Und morgen?

Morgen musst du dir eine andere Unterkunft suchen.

Nur einen Tag. Ich betrachtete seine langen Wimpern, den Flaum auf seinen Wangen, die Zigarette zwischen den Lippen, von der Asche fiel, seine Pantoffeln und seinen weißen *Pirhan*. Am liebsten hätte ich mich an ihn, an seine Jacke geklammert und geweint, bis

mir die Lunge und ihm das Trommelfell geplatzt wäre. Aber ich glaube, es war gut, dass ich nichts dergleichen tat. Stattdessen bedankte ich mich mehrfach für seine Großzügigkeit und fragte ihn, ob ich eine Kartoffel und eine Zwiebel aus der Küche haben könne. Er erlaubte es mir, woraufhin ich *Tashakor* sagte, was »danke« bedeutet.

Ich schlief mit angezogenen Knien.

Mein Körper schlief, aber mein Geist war wach. In meinem Traum lief ich durch die Wüste.

Am nächsten Morgen wachte ich ganz nervös auf, weil ich den *Samavat* verlassen und hinaus auf die Straße musste. Die Straße hatte mir beim Blick aus dem Tor oder aus den Badezimmerfenstern im ersten Stock kein bisschen gefallen. Sie war stark von Motorrädern und Autos befahren, und der Abwasserkanal floss stinkend zwischen Fahrbahn und Gehsteig, nur wenige Meter vom Eingangstor des *Samavat* entfernt.

Ich ging ins Bad, trank etwas Wasser und wusch mir das Gesicht, um mir Mut zu machen, bevor ich mich in das Chaos stürzte. Ich verabschiedete mich von Onkel Rahim.

Er sah mich an, ohne mich anzusehen. Wohin gehst du?, fragte er.

Ich gehe fort, Onkel Rahim.

Wohin?

Ich zuckte die Achseln und sagte: Keine Ahnung, ich kenne die Stadt nicht. Ich weiß nicht einmal, ob ich mich nach rechts oder nach links wenden soll. Also werde ich die Straße soweit wie möglich hinuntersehen und mich für die Richtung mit der schöneren Aussicht entscheiden.

In Quetta gibt es keine schöne Aussicht, nur Häuser.

Das dachte ich mir bereits, Onkel.

Ich habe es mir anders überlegt.

Was?

Ich kann dich nicht bezahlen, wenn du für mich arbeitest, zumindest nicht mit Geld. Ihr seid einfach zu viele, und ich kann nicht allen Arbeit geben. Aber du bist gut erzogen. Wenn du willst, darfst du hierbleiben, gegen Kost und Logis – so lange, bis du eine Arbeit gefunden hast, mit der du Geld verdienst. Aber bis es soweit ist, musst du für mich arbeiten, und zwar gleich nach dem Aufstehen bis zum Schlafengehen. Egal, was ich von dir verlange. Verstanden?

Ich schenkte ihm mein breitestes Lächeln. Mögest du so lange leben wie die Bäume, Onkel Rahim.

Khoda kana, hoffentlich, erwiderte er.

Obwohl ich glücklich und erleichtert war, muss ich doch sagen, dass mein erster Arbeitstag im *Samavat* in Quetta die Hölle war: Erstens sollte ich sofort einen Haufen